

Forschung zu geschichtsregionalen Konzeptionen auch – noch nicht erreicht, aber fest in den Blick genommen.

Leipzig

Stefan Troebst

\* Diese Rezension erschien auch in: sehepunkte ([www.sehepunkte.de](http://www.sehepunkte.de)).

**Habsburg postcolonial.** Machtstrukturen und kollektives Gedächtnis. Hrsg. von Johannes Feichtinger, Ursula Prutsch und Moritz Csáky. (Gedächtnis – Erinnerung – Identität, Bd. 2.) StudienVerlag, Innsbruck 2003. 343 S. (€ 37,-)

Postkoloniale Ansätze können für die Ostmitteleuropa-Forschung auf vielfältige Weise fruchtbar gemacht werden. Das belegt der hier besprochene Sammelband, der auf eine Tagung zurückgeht, die von der Kommission für Kulturwissenschaften und Theatergeschichte an der Österreichischen Akademie der Wissenschaften organisiert wurde. Der Band bietet zu Beginn neun überwiegend theoretische Aufsätze über die *postcolonial studies* aus multidisziplinärer Perspektive. Darin wird das Paradigma dieser Forschungsrichtung aus der Sicht der Lateinamerikanistik, der Slawistik, der Ethnologie, der Kulturwissenschaften und der Geschichte dargestellt. Diese breit angelegte theoretische Fundierung führt zwar zu einigen unvermeidbaren Wiederholungen, hat aber für Historiker den großen Vorteil, daß darin die Erfahrungen von Disziplinen vermittelt werden, in denen bereits seit längerem postkoloniale Ansätze zur Anwendung kommen. Zugleich erhält der Leser einen Überblick über den neuesten Stand der internationalen Theoriedebatte auf diesem Gebiet.

Im Anschluß an die theoretisch orientierten Texte folgen fünfzehn Beiträge über verschiedene Gebiete des Habsburgerreiches, die Objekte der Kolonisation oder zumindest kolonialer Attitüden waren. Alois Woldan stellt in seinem Beitrag über die galizischen Ruthenen dar, wie diese durch das Zentrum Wien und die ethnische und kulturelle Mischung des Habsburgerreiches geprägt wurden. Er zeigt, daß die bekanntesten ukrainischen Literaten des 19. Jh.s, die heute meist nur noch als Nationalschriftsteller rezipiert werden, literarische Grenzgänger waren und in mehreren Sprachen für verschiedene Lesermärkte schrieben. W.s Aufsatz reicht auch in das Gebiet der politischen Beziehungen hinein. Er weist nach, daß die ukrainischen Eliten zwar die bestehenden Machtverhältnisse kritisierten, sich aber in den Institutionen des Habsburgerreiches bewegten, diese unterstützten und häufig Wien gegen die dominierenden Polen zu Hilfe riefen. Damit widerspricht er wie andere Autoren einer allzu simplen Gegenüberstellung von Kolonisierern und Kolonisierten in multiethnischen Räumen.

Asymmetrische Machtverhältnisse und ähnlich gelagerte kulturelle Wechselbeziehungen bestanden nicht nur zwischen einem scheinbar dominanten Zentrum und der Peripherie, zwischen dem Westen und dem Orient wie bei Edward Said, sondern zwischen verschiedenen miteinander verwobenen Teilgesellschaften. Bereits im Vorwort ist daher folgerichtig von „Mikrokolonialismen“ die Rede, wobei dieser Begriff die Frage aufwirft, inwieweit postkoloniale Ansätze eine ausreichende Trennschärfe für die Analyse von Macht- und Kulturbeziehungen etwa zwischen Wien und Galizien besitzen. Doch diese Zweifel, die einige Autoren des Bandes offen ansprechen, werden vor allem durch die Texte über Bosnien-Herzegowina ausgeräumt. Hier zeigen Peter Stachel, Florian Oberhuber und Diana Reynolds, wie sehr die deutschsprachigen Eliten des Habsburgerreiches von ihrer eigenen Kulturmission überzeugt waren und sich als Ordnungsmacht in einem bunten und vermeintlich zurückgebliebenen Völkergemisch sahen. Die Überzeugung von einer Mission der Deutschen als Kulturträger im Osten Europas spielte bekanntlich auch im Deutschen Reich von 1871 eine erhebliche Rolle, war dort aber stärker ethnisch fundiert. Im Habsburgerreich handelte es sich vor allem um ein soziales Konstrukt, das die deutschsprachigen und später auch die magyarschen Eliten gebrauch-

ten, um ihre Dominanz über andere Nationalitäten zu legitimieren. Unter anderem an diesem Punkt setzt die Kritik von Elena Mannová an, die davor warnt, primär soziale Ungleichheit, die erst im Laufe der Zeit auf verschiedene Weise ethnisch oder sogar rassistisch kodiert wurde, unter dem Label des Postkolonialismus zu subsumieren. Sie stellt zudem fest, daß sich die Slowaken selbst in der Phase der ärgsten Magyarisierung niemals als Opfer einer Kolonisation empfanden. Slogans gegen vermeintliche Kolonisatoren kamen erst in der Zwischenkriegszeit gegenüber den Tschechen auf und wurden meist von rechtradikalen Gruppen gebraucht.

Es gehört zu den Stärken des Bandes, daß die Hrsg. diese und andere kritische Stimmen zu postkolonialen Ansätzen aufgenommen haben. Es ist zu hoffen, daß dieses Buch und generell die Arbeit der verantwortlichen Kommission an der Österreichischen Akademie der Wissenschaften in der deutschen Ostmitteleuropa-Forschung und der Osteuropäischen Geschichte vermehrte Aufmerksamkeit finden werden. Das Paradigma des Postkolonialismus könnte insbesondere der Forschung über die deutsch-polnischen und die polnisch-ukrainischen Beziehungen neue Impulse verleihen.

Frankfurt/Oder

Philipp Ther

**Rüdiger Ritter: Wem gehört Musik?** Warschau und Wilna im Widerstreit nationaler und städtischer Musikkulturen vor 1939. (Forschungen zur Geschichte und Kultur des östlichen Europa, Bd. 19.) Franz Steiner Verlag. Stuttgart 2004. 226 S., s/w Abb. (€ 36,-)

**Nationale Musik im 20. Jahrhundert.** Kompositorische und soziokulturelle Aspekte der Musikgeschichte zwischen Ost- und Westeuropa. Konferenzbericht Leipzig 2002. Hrsg. von Helmut Loos und Stefan Keym. Gudrun Schröder Verlag. Leipzig 2004. VIII, 572 S. (€ 50,-)

Die reiche Musikkultur Ostmitteleuropas erfährt in den letzten Jahren zunehmende Aufmerksamkeit. Erfreulicherweise werden davon auch zunehmend die Nachbardisziplinen der Musikwissenschaft, insbesondere die Geschichte, erfaßt. Ein Schwerpunkt der Forschung hat sich in Leipzig herausgebildet, zum einen an der Universität bzw. dem musikwissenschaftlichen Lehrstuhl von Helmut Loos, zum anderen, wenn auch an ein zeitlich begrenztes Projekt gebunden, am Geisteswissenschaftlichen Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas (GWZO).

Die hier zu besprechenden Bücher sind in diesem Leipziger Kontext entstanden und befassen sich mit einem der zentralen Themenkomplexe der Musik- und Kulturgeschichte des mittleren und östlichen Europa, dem Zusammenhang zwischen Musik und Nation. Beide Publikationen analysieren eingehend, wie die Nationalbewegungen der Region versuchten, Musik national zu vereinnahmen. Diesen Prozeß kann man auf zwei Ebenen nachvollziehen, zum einen auf einer institutionellen, indem Musikinstitutionen mit einer nationalistischen Zielsetzung gegründet oder bereits bestehende Opernhäuser, Konzertsäle, Konservatorien und andere Ausbildungseinrichtungen entsprechenden Aufgaben untergeordnet wurden. Zum anderen gab es den Versuch, Komponisten, Schulen und einzelne Werke national zu codieren. Auf diesem Wege wurde beispielsweise „Halka“ zur polnischen Nationaloper, Moniuszko zum Vater der polnischen Oper (obwohl dieser Ehrentitel eher dem gebürtigen Schlesier Josef Elsner gebühren würde), und sämtliche größere Bühnen Polens sahen sich im 19. Jh. als Refugium und Sprachrohr der Nation. Beide Bücher zeigen eindrucksvoll, daß es sich bei der Nationalisierung von Musik um einen universellen Prozeß handelt, der nicht nur Polen, sondern alle Länder und Nationen Ostmitteleuropas unter Einschluß Deutschlands erfaßte. Das Thema bietet sich somit für einen Vergleich sehr gut an, der in Rüdiger Ritters Monographie systematisch betrieben wird und sich in dem von Helmut Loos und Stefan Keym hrsg. Sammelband aus der Fülle der Fallstudien ergibt.